

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 78.

Donnerstag, 4. April.

1929.

(12. Fortsetzung.)

Die letzte Kurve.

(Nachdruck verboten.)

Roman in 19 Bildern von Curt Seibert.

17.

Alle Nachforschungen waren ergebnislos verlaufen, man fand das weiße Auto nicht. Eine Nummer hatte es nicht geführt und daß es bei der Verkehrspolizei nicht angemeldet war, wußten sie, ehe Tottel diese Nachricht brachte. Er wartete überhaupt noch mehrfach mit fabelhaften Neuigkeiten auf, die durch die Tatsachen längst überholt waren, im übrigen behauptete er steif und fest, weiße Autos gebe es nicht. Das einzige, was Merz erreicht hatte, war, bei der Abnahmekommission durchzusehen, daß am Tage vor dem Rennen eine Untersuchung der startenden Wagen vorgenommen werde, was ihn einigermaßen beruhigte, und das einzige, was Tottel positiv fertiggebracht hatte, war die Unterbindung der Verhandlung, die Passander unter falschem Namen mit der türkischen Botschaft gepflogen hatte.

Es war am Tage vor seiner Abreise nach Montana, als Merz mit Jana zum letzten Mal das Autodrom verließ, auf dem sie in letzter Zeit gar oft gemeinsam dem Training seines Wagens beigewohnt und zugehört hatten. Sie gingen in der Dämmerung durch die Wiesen am Fluß entlang. Jana betrachtete besorgt das blasser Gesicht ihres Begleiters, an dem die Aufregungen der letzten Wochen nicht spurlos vorübergegangen waren.

„Kopf hoch, Herr Merz, in wenigen Tagen wissen wir Bescheid und wir wollen froh sein, wenn alles vorüber ist, mag der Ausgang auch sein, wie er wolle.“

„Sie meinen es gut, Fräulein Jana, aber es hängt doch zu viel von dem Rennen ab.“

„Gar nichts hängt davon ab! Ob Sie nun siegen oder nicht, das ist mir . . . ich meine, Herrgottsohmal, Sie sind doch ein tüchtiger Kerl, ein Mensch, der . . .“

„Ach Gott, ich bin ein kleinmütiger Mensch geworden. Weiß ich denn, ob meine Erfindung auch nur einen Heller wert ist? Sehen Sie, ich habe ja nicht nur meine ganze Kraft, mein Können, habe ja auch schließlich — mein Geld daran gehängt, ich kann nicht länger warten, bis das Glück zu mir kommt.“

„Sie sehen zu schwarz.“

„Nein, nein, nein, es ist so. Liebe kleine Jana . . .“

Er war stehen geblieben und sah etwas verlegen zur Seite.

„Sie haben mir zu helfen versucht, so viel es in Ihren Kräften stand. Ich danke Ihnen dafür und werde Ihnen das nie vergessen, und ich möchte wünschen, daß wir auch in Zukunft . . . miteinander . . . nebeneinander . . . arbeiten . . . gute Freunde . . . sagen Sie Ihrem Vater . . . nun wir sehen uns ja beim Rennen.“

„Gut, also auf Wiedersehen in Montana. Vater wird sich sehr freuen — und ich auch.“

Da nahm der ungelente schroffe Mann ihre schmalen Finger in seine beiden großen Hände, die sie ihm willig ließ.

18.

Das Rennen um den Großen Preis von Europa, das alljährlich in Montana auf der idealen Rennbahn ausgetragen wurde, hatte alle Sportsleute schon viele Wochen vorher in fieberhafte Spannung versetzt.

Selten noch waren solche Vorbereitungen getroffen worden, die Zeitungen füllten Spalten mit den Ergebnissen des Rennungsschlusses und mit den Neuerungen der einzelnen Wagen, die bis in die kleinsten Details erörtert wurden. Anfangs hatten sechzehn Firmen mit zusammen dreiundzwanzig Wagen gemeldet, aber je näher das Rennen rückte, desto mehr wurden zurückgezogen, die einen wurden bis zum gegebenen Zeitpunkt mit dem Bau ihrer Wagen nicht fertig, die andern probierten gerade Neukonstruktionen aus, die sie für ein so großes Rennen noch nicht geeignet hielten, fest stand nur, daß Italien durch Mial, Frankreich durch Fuller, Deutschland durch Rugler und Amerika durch Bäder vertreten waren, lauter alte bewährte Firmen, die sich seit Jahren überall den ersten Platz streitig machten und meist die Plätze untereinander verteilten. Schöttler hatte wenige Wochen vor dem Rennen zurückgezogen. Man lächelte. Also hatte er doch endlich mal eingesehen, daß er mit seinen Wagen keine Aussicht hatte, bei der Konkurrenz auf die Beine zu kommen. Schöttler lächelte. Er war froh, daß er zurückgezogen hatte. Den größten Preis würde er doch gewinnen bei diesem Rennen, denn nach den letzten Äußerungen, die Spindler ihm gegenüber getan hatte, war eine Verbindung zwischen Merz und ihm gesichert.

Überall wurde fieberhaft gearbeitet, alle wollten möglichst am ersten freigegebenen Trainingstag unten sein, um die recht schwierige Bahn kennen zu lernen. Zwar waren die meisten Fahrer von früher her noch auf ihr eingefahren, aber fast alle hatten einen neuen Wagentyp unter sich, den sie den Tücken der Bahn erst anpassen mußten. Langsam kristallisierten sich die endgültigen Teilnehmer heraus, bis eines Tages, genau eine Woche vor dem Rennen, die Zeitungen mit dem offiziellen Rennungsschluss herauskamen. Nachmeldungen waren nicht mehr gestattet, es starteten also:

Nummer	Fabrikat	Fahrer	Nationalität
1	Fuller	Malg	Frankreich
2	Rugler	Clabesi	Deutschland
3	Mial	Graf Jobel	Italien
4	Bäder	Kleticher	U. S. A.
5	Fuller	Drailh	Frankreich
6	Rugler	Gräfen	Deutschland
7	Mial	Kazzarani	Italien
8	Passander	Passander	Deutschland
9	Merz	Corretti	Deutschland
10	Fuller	Breton	Frankreich
11	Rugler	Teigis	Deutschland
12	Mial	Sonore	Italien

Ein volles Duzend, und was für Namen! Da war Kleticher, der tollkühne Amerikaner, Teigis, der erst kürzlich einen neuen Weltrekord über eine Meile mit fliegendem Start aufgestellt hatte, Graf Jobel, der reiche Russe, der den Sport als Liebhaberei betrieb und bei keinem Rennen fehlen durfte, Kazzarani, der mehrfache Gewinner der Fahrt „Rund um Sizilien“, des gefahrrohesten Bergrennens der Welt, Passander, der bei jeder Veranstaltung mit einem neuen Typ herauskam und auch diesmal wieder eine Neukonstruktion zeigen wollte, ferner Sonore, der älteste Fahrer der

Firma Mial, in tausend Schlachten erprobt, Clabesi, der es an Tölkühnheit und Wagemut mit allen aufnahm und der seit Jahren alle Rundenrekorde auf den größten Bahnen der Welt hielt, auch in Montana hatte noch niemand die von ihm geschaffenen Zeiten erreicht, und Oberingenieur Gräfen nicht zu vergessen, der im vergangenen Jahre den Großen Preis von Europa auf Rugler gewonnen hatte.

Von Merz sprach kein Mensch, was verständlich war, da man gegen Neulinge mit Recht immer etwas Mißtrauen hegte, selbst wenn ein Mann wie Corretti, der doch seine Gründe haben mußte, warum er von Rugler zu ihm übergegangen war, für ihn fuhr. Auch Palsander traute man nicht viel zu bei einem solch großen Rennen. Sein Sieg im Frühjahrspreis war noch in aller Erinnerung, aber gegen die Fahrt in Montana war das ein Kinderspiel gewesen. Bäcker kam wieder einmal mit einem kompressorlosen, ziemlich alten Typ, und auch die Fullerwagen, die in diesem Jahre recht schlecht abgeschnitten und noch keinen Sieg herausgefahren hatten, galten bei Fachleuten als nicht konkurrenzfähig, sodaß sich allgemein die Ansicht herausbildete, es werde ein Zweikampf Rugler—Mial geben. Die Aussichten für einen Sieg standen ungefähr 1:1, Mial kannte die Bahn besser, Rugler hatte die geschicktere Rennorganisation.

Die Teilnehmer waren natürlich ganz anderer Ansicht als das Publikum und die Fachpresse. Fuller und Bäcker fuhren auf Blak, Rugler und Mial auf unbedingtem Sieg, Merz wollte gewinnen, Palsander mußte gewinnen. So standen die Aussichten, wenn man so sagen darf, vor dem Training. Zu diesem, das sechs Tage vor dem Rennen begann, wurde das Publikum nicht zugelassen, aber es konnte nicht ausbleiben, daß nach außen hin allerhand durchsickerte. So hörte man, daß Mial ganz unerhörte Zeiten fuhr, an die weder Fuller noch Bäcker noch Merz heranreichten. Rugler zeigte offenbar nicht seine wirklichen Geschwindigkeiten, Palsander fuhr sehr vorsichtig und verhältnismäßig langsam.

Merz hatte auf Grund gerichtlicher Unterlage und verschiedener Gutachten durchgesehen, daß alle zum Training zugelassenen Wagen durch eine neutrale Kommission untersucht wurden, ob der von ihm erfundene Motor oder eine Abart desselben dort eingebaut sei. Die Untersuchung fand statt und verlief ergebnislos, es waren ausschließlich andere Modelle.

„Was machen wir da?“, fragte Spindler ganz enttäuscht und verzweifelt.

„Nun, wenn unser Motor hier nicht kopiert worden ist, können wir ja beruhigt sein, außerdem, wer sagt denn, daß der Dieb hier am Rennen teilnehmen wollte? Vielleicht wollte er die Sache bloß ins Ausland verkaufen, und das ist ja verhütet worden.“

Corretti war nicht frohen Mutes.

„Es ist was im Gang“, sagte er, „ich weiß noch nicht was werde es aber rausrücken. Jedenfalls wird beim Hilfspersonal mit Schmiergeld gearbeitet. Aber diesmal feilt mir keiner mein Führrohr an, das sage ich Ihnen.“

Beim Training zeigte Corretti, bei dem Spindler als Begleitmann fungierte, niemals das wahre Können seines Wagens, nur wenn die anderen siegesicher an ihm vorbeifuhren, dann zuckte es über sein Gesicht, und er lächelte, ganz unmerklich, aber er lächelte.

Der Tag vor dem Rennen war angebrochen. Merz war durch die Trainingsergebnisse in solch frohe Stimmung versetzt, daß er sich zur Freude Spindlers bereit erklärt hatte, mit Schöttler sofort zu verhandeln. Spindler hatte telegraphiert, und nun standen sie beide auf dem Bahnhof und warteten auf den Zug aus der Heimat, mit dem Schöttler und Jana eintreffen mußten. Aber als sie in dem Gewühl der aussteigenden Reisenden die einzelnen Coupéfenster absuchten, kam ihnen Schöttler allein entgegen. Ein Schatten flog über Merz' Gesicht.

„Wo haben Sie Ihre Tochter?“, fragte er in einem Tone, der so wenig verstellt war, daß der alte Herr Lachen mußte.

„Sie müssen schon mit mir vorlieb nehmen, Jana ist zu Hause geblieben. Stellen Sie sich vor, heute ist sie aufs Gericht bestellt wegen einer Aussage in Ihrer Angelegenheit, ich glaube, es handelt sich um die Entdeckung des weißen Autos, das sie damals auf dem Autodrom fand. Ihr Detektiv hat das veranlaßt, wie heißt er noch?“

„Tottel! . . . Natürlich!“

Merz machte ein todtrauriges Gesicht, er tat Schöttler leid.

„Es ist mir aber ganz lieb, daß sie zu Hause geblieben ist, ich glaube es ist besser, wir sind hier ganz unter uns. Natürlich soll ich Sie schön grüßen und gleich telegraphieren, wie die Sache ausgelaufen ist.“

(Fortsetzung folgt.)

Pflüger.

Lenzt es ahnend im All, in Anger und Au?

Der Himmel noch düster, die Wolken noch tief und grau,
Die Bäume noch windzerrissen, die Felder noch lahl,
Keine Blüte am Berg und keine im Tal.

Schon aber nimmt der Bauer den Pflug in die Hand,
Zügelt die Pferde und adert das Land.
Blinkendes Eisen stößt vor, zertrümmert, zernagt,
Und die zerrissene Erde wimmert und klagt.

Tönt es aus der Scholle klagendem Grund,
Zitternd und elend wie aus verwundetem Mund:

„Diene ich säumig, Sorge ich schlecht für dich?
Warum zerquälst und warum zermarterst du mich?“

Spricht der Pflüger: „Damit du Samen empfängst,
Salme erkeimst und Ähren zur Reife drängst.
Dir zum Gewähren und uns zum täglichen Brot,
Darum, blutende Erde, bringen wir Not.“ Brauch.

Die Dame in der Loge.

Von Liesbet Dill.

Etwas verspätet — der erste Akt von „Kabale“ hat schon begonnen — komme ich von einem Tee in das Schauspielhaus in meine Loge. Es sitzt schon eine Dame darin, von der ich nur ein Paar langer, weißer Handschuhe sehe. Ich nehme Platz und nehme an den Vorgängen auf der Bühne teil. Plötzlich sagt eine Stimme neben mir: „Wolle Sie meine Bettel hawe?“

„Danke, ich kenne das Stück.“

„Ich hab auch e Glas“, wiederholt die Stimme, ein Opernglas wird vor mir auf die Brüstung gesetzt.

„Danke“, sage ich, „ich sehe genau so gut ohne Glas.“

Darauf meint die fremde Stimme, deren Besitzerin ich im Halbdunkel nicht sehen kann: „Geht das Stück gut aus?“

„Nein, es ist eine Tragödie.“

„Ach, das hab ich aber nit gern, dann wär ich doch besser ins Kino gegaunge.“

Ich schaue schweigend nach der Bühne. Aber die Nachbarin beruhigt sich nicht damit. „Von wem is dann das Stück?“ erkundigt sie sich.

„Von Schiller.“

„Hat der noch mehr geschriwwe?“

Ich zähle der wihbegierigen Dame einiges auf.

„Gelt, Sie sin vom Theater?“

„Nein, warum denn?“

„Weil Sie lei Handschuh anhawe un lei Hut auf“, meint die Dame.

Ich belehre sie, daß Handschuhe jetzt überflüssig geworden sind.

„Mei Mann hat awer gesagt, ich müßt Handschuh anlehe, es wär wieder Mode“, beharrt die Dame. „Ich hab mir extra e Theaterhut mache lasse müsse, von der Kaiser. Lasse Sie bei der auch arweite?“

„Hören Sie mal, wir dürfen uns hier nicht unterhalten.“

„Weshalb dann nit? Ich sehe nit gern Trauerstücke . . . ich muß immer weine am Schluß . . . Bleiwe Sie, bis es aus is?“

„Ja.“

„Awer, wann Sie das Stück doch schon kenne — for was gehn Sie dann wider enain?“

Ein alter Herr dreht sich nach uns um und sagt zornig:

„Pst!“ Die Nachbarin schweigt.

Als sich der Vorhang senkt, öffnet sie eine Handtasche

aus Krokodilleber, die so groß ist, daß man darin sein gesamtes Vermögen mit sich tragen kann.

„Bon meinem Mann aus Wien“, sagt sie. „Er bringt mir immer was mit von der Reis. Er hat mir auch die Ohrringe mitgebracht.“ Sie klappt ein Etui auf und läßt zwei Boutons vor mir funkeln. „Gelt, die sind schön?“

Ich bestätige ihr das. „Warum gehen Sie eigentlich ins Theater?“ frage ich.

„Ach Gott, mir hawe lei Rinner“, sagt die Dame, „und ich hab so e gutt Köchin daheim, und die paar Zimmer sind doch bald in der Reih, ich weiß oft schon von vier Uhr ab nit, was ich anfangen soll, und weil mein Mann als widder fort is auf der Reis, er is ebe in Holland, da hat er mich aboniert, m'r kann doch so e Platz nit verderbe lasse. Wann ich nix Besseres vorhab, geh ich als daher.“ Sie klappt das Etui zu. „s is e guter Mann“, sagt sie, „awer ich weiß noch nit, ob ich bei ihm bleib... Er ist so rechthaberisch.“

„Das sind alle Männer“, tröstete ich sie. Das Wort hat ihre Sprechschleusen geöffnet. Ich erfahre nun die Geschichte eines unbekannten Ehepaares, ihrer Herkunft, ihrer Familie, ihrer Eltern, den Stand ihres Vermögens, den Prozeß mit einem Schneider und die Affäre der letzten Köchin, die sie bestohlen hat. Als sich der Vorhang wieder hebt, sagt die Dame ärgerlich:

„Ach Gott, jetzt fangt als widder das Stüd an. ... Ich wollt als, es wär schon aus.“

Rumfordsuppe.

Von Marianne v. Ziegler.

So ist es mit dem irdischen Ruhm: von der ganzen regen, umfassenden Tätigkeit jenes Benjamin Thompson, der als Günstling Karl Theodors zum Grafen von Rumford ernannt wurde, ist kaum ein Erinnerung geblieben. Allenfalls weiß man in München, daß ihm der herrliche Englische Garten zu verdanken ist. Aber wie der gelehrte Amerikaner seine Wahlheimat zwanzig Jahre lang mit Reformen und Erfindungen in Atem hielt, das ist vergessen. Nur seine Suppe lebt, und wie zahllose Denksteine sind die würfelförmigen Päckchen, die seinen Namen tragen, in den Speiseschränken der Hausfrauen und der Lebensmittelgeschäfte aufgebaut. Was war es nun mit dieser Suppe zur Zeit ihres Erfinders?

Benjamin Thompson hat es nicht unter seiner Würde gehalten, sich sein Leben lang mit Küchenfragen zu beschäftigen. Und zwar einerseits mit Herden und Öfen, anderseits auch mit der menschlichen Ernährung selbst. Daß es in München so viel Ruß gab, ärgerte ihn ungeheuer. Er sah in diesem Abfallprodukt eine sinnlose Verschwendung und sann und experimentierte Zeit seines Lebens über Wärmeerzeugung und Heizkörper. Im Hause des ihm befreundeten Grafen Verchenfeld in München richtete er eine Musterküche ein, in der wohl auch die Geräte und Geschirre nicht gelehrt haben werden, deren Form, Handlichkeit und Zweckmäßigkeit er verbesserte. Ob man hier auch seine Rezepte ausprobierte? Wohl kaum, denn sie wichen erheblich ab von dem, was damals als Kochkunst galt. Und doch hat Rumford allerlei herausgefunden, was uns heute noch gilt. So zum Beispiel, daß langes Kochen den Nährwert zerstört, oder daß „die Freude am Essen“ sehr zur Bekömmlichkeit einer Speise beitrage. Er entdeckte ferner, daß die feimhaltigen Substanzen der Knochen und Sehnen sowie das Blut der Tiere — damals nur als Abfall betrachtet — wichtige Nährstoffe enthalten, und darauf gründete sich sein Suppenrezept, das in erster Linie für die von ihm eingerichteten Wohlfahrtsanstalten Verwendung fand.

Freilich hat es nicht nur Beifall erweckt. In England erklärte man sehr verächtlich, das sei höchstens ein Essen für Irländer; in München aber kam es zu einer richtigen Revolte, als im Arbeitshaus das Gerücht umging, in der Suppe — die sonst für schmackhaft galt — seien Kartoffeln! Es blieb nichts übrig, als in aller Öffentlichkeit lange, feierliche Versicherungen des Gegenteils zu geben und außerdem die Herstellung der Suppe streng geheim zu halten. Denn Graf Rumford hatte es sich nun einmal vorgenommen, die damals noch verpönte Erbsucht in Bayern einzuführen. Und daß man mit Vernunftgründen allein nicht zum Ziele kam, wußte der energische Menschenfreund.

Die Wohltat seines Arbeitshauses, das bestimmt war, herumstreunendes Gefindel für eine nützliche Tätigkeit und für die Gemeinschaft zurückzugewinnen, hatte er ja auch schon gewaltsam verhängen müssen, indem er am 1. Januar 1790, als am Tage seiner Eröffnung, in München allein 2500 Bettler und Bagganten aufreißten und dort einliefern ließ. Diese Zahl rechtfertigt vollst. den Gewaltstreich; etwas steifisch betrachten wir heute nur die tönende Versicherung, die Rumford bald darauf in einer Denkschrift

von sich gab: „Sie alle wurden glücklich, da man sie zwang, tugendhaft zu werden!“

Ein ähnlicher Zwang sollte, als ein Teil der neuen Militärreform, auf den Soldaten ausgeübt werden, um das Ansehen des ganzen Standes zu heben und jeden einzelnen zu einem Muster an Fleiß, Kenntnissen und vorbildlichen Bürgertugenden zu machen. Zugleich sollte an allen Ecken und Enden geparkt werden, und alles wäre gut und schön gewesen, wenn nicht eine Menge unbefugter Leute immerzu genörgelt hätte. Aber auch hier wußte man sich vor 140 Jahren zu helfen: ein kurfürstliches Dekret verbot kurzerhand „allen Zwenffel und jede Kritik“ an den neuen und weisen Maßnahmen. Rumfords Militärreform, die freilich bald von der viel weitergehenden unter König Max Joseph überholt wurde, hat übrigens allerhand Gutes geschaffen und manche Mißstände beseitigt.

Die Ernennung zum Polizeiminister im Jahre 1798 gab Rumford Gelegenheit, seine Fürsorge auf alle Stände gleichzeitig auszudehnen, und es ergoß sich denn ein paar Monate lang ein wahrer Sturzschauer von Verordnungen, Verfügungen und Ratschlägen über ein erkanntes Publikum: Kinderschutz und Forstwesen, Handel und Gewerbe, Wissenschaft und Haushalt, Bücher und hohe Fleischpreise — nichts entging der Fürsorge des unermüdblichen Mannes. Es wird wohl das Geseh der Trägheit gewesen sein, an dem er schließlich gescheitert ist. Noch im selben Jahre erbat er seinen Abschied.

Seine Untersuchung über allerlei gemeinnützige Dinge, die man sehr wohl unter dem Titel „Heim und Technik“ zusammenfassen könnte, waren damit aber nicht beendet. Er lebte sich für den reichlichen Gebrauch warmer Bäder ein, konstruierte Dampfheizungen, Bratöfen, eine Art von Schöberlbett, eine Kaffeemaschine; hindische Fabrikanten bemächtigten sich seines Namens, um ihre eigenen Erzeugnisse anzupreisen, und für zahllose gute und schlechte Witze mußte Graf Rumford herhalten. So erzählten sich die Pariser von einer Lampe seiner Erfindung, die so hell gewesen, daß ein Handwerker, der sie zur Reparatur von Rumfords Hause in seine Werkstatt tragen sollte, davon das Augenlicht verlor und die ganze Nacht mit ihr im Bois de Boulogne herumirrte, bis es Tag war, die ausgebrannte Lampe erlosch und er wieder sehen konnte.

Während eines Aufenthalts in London richtete er sich selbst ein Haus in Brompton Road ein, das alle seine Erfindungen zeigte, jedem Besucher offen stand und zahllose Neugierige anzog.

Wie schön muß es nun erst für die Herrin dieses Hauses gewesen sein, denkt man sich wohl, wenn man die Dinge so von weitem sieht. Aber leider kann es nicht verschwiegen werden: der Mann, der so sehr um die Vervollkommenung des Heimes besorgt war, hat vor dem Problem der Ehe verlagert. Seine erste Frau Sarah, verwitwete Roffe, geborene Walker, ließ er in seiner Heimat in Massachusetts zurück, als er nach erst zweijähriger Ehe vor der politischen Verfolgung durch seine Landsleute nach England auszog; ließ sie zurück, wie ein zerstreuter Professor seinen Regenschirm stehen läßt, ohne sich jemals wieder um sie zu kümmern. Erst nach ihrem Tode im Jahre 1792 besann er sich auf die Existenz seiner Tochter, die er auch später für ein paar Jahre nach München und London kommen ließ.

Von einer zweiten Ehe versprach er sich viel Schönes und Gutes, obwohl er den Gegenstand seiner späten Neigung schon auf längeren gemeinsamen Reisen hätte genugsam kennen lernen müssen; die Witwe des von den Jakobinern hingerichteten Chemikers Lavoisier hat ihm teils mit dem fortwährenden Kult ihres „Seligen“, teils mit den vielen lärmenden Gesellschaften, die sie gab, das Leben von 1805 bis 1809 sauer gemacht.

Als er eines Abends vor der Nase der illustren Gäste das Gartentor versperrt hielt und sie ihm dafür seine Lieblingsblumen mit heißem Wasser verbrühte, beschloß man, sich zu trennen. Fünf Jahre lebte Graf Rumford noch als ein einsamer Mann in Auteuil bei Paris. Eines Morgens fand ihn sein Diener tot in seinem Laboratorium.

Der frühere Staatssekretär für englische Kolonien, der allmächtige bayerische Staatsmann, der Forscher, der Offizier ist von der weiteren Öffentlichkeit vergessen worden. Achlos geht der Lebensabend an den Denksteinen vorbei, die in München und Auteuil an ihn erinnern. Die gedruckten Anweisungen auf ein warmes Mittagessen, die den Armen in Genf, in London und Paris in eine nach seinen Anregungen errichtete Anstalt führten, trugen noch jahrelang sein Bild als Stempel. Jetzt sind auch diese Erinnerungszeichen längst zerfallen. Nur die uralten Bäume des Englischen Gartens rauchen seinen Namen; daneben aber steigt jahraus, jahrein ein dampfendes Wäldchen — bescheidener Dankopferrauch — aus vielen wohlgefüllten Suppenschüsseln.



Des Kleingärtners Tagewerk im April.

Noch immer kämpft der Winter um seine zusammenbrechende Herrschaft. Es ist ein lehtes, vergebliches Ringen. Die lauwarmen Luftströmungen vom Äquator her vermögen allmählich im Verein mit der zunehmenden Kraft der Sonne den Bann des Frostes doch endlich zu brechen und dem Frühling zu seinem vollen Sieg zu verhelfen. Freudig jubeln wir der nahenden Zeit der Liebe und Bönne in der Natur entgegen, deren Anzeichen sich schon überall bemerkbar machen. Die Natur selbst beginnt diese schönste Zeit im Jahre mit einer erhebenden Feier, indem sie sich unter dem Jubel eines tausendstimmigen Chores mit einer immer reicher werdenden Blumenpracht von unendlichem Reize schmückt. Den Höhepunkt dieser Feiertagsstimmung bildet der unvergleichlich schöne Blütenreichtum unserer Obstbäume.

Im Obstgarten ist der Boden unter den Bäumen, der beim Ausputzen und Schneiden derselben festgetreten wurde, wieder zu lockern. Geht dies nicht, so bekommt er bald Risse und Sprünge. Die Winterfeuchtigkeit, die unsere Obstbäume sehr nötig haben, verdunstet dann in kurzer Zeit. Gelockter Boden hält bekanntlich länger die Feuchtigkeit und fördert zudem die Tätigkeit der wichtigen Bodenbakterien. Bei anhaltendem trockenem Wetter müssen die im Herbst und Frühjahr gepflanzten Bäume durchdringend gegossen werden. Dadurch werden die Wurzeln zu neuem Wachstum angeregt. Das Umrödeln der Kernobstbäume wird fortgesetzt.

Unbedingt erforderlich ist, schon frühzeitig Schädlinge und Krankheiten zu bekämpfen und dadurch ihrer Ausbreitung vorzubeugen. Schon während der Blütezeit stellen sich Nusskürbisse, Knospenwälder und verschiedene Raupen ein. Diese Schädlinge sind bei Zwergobstbäumen und Obstbäumen öfters zu sammeln und zu vernichten. Von größeren Bäumen sind die Schädlinge am frühen Morgen auf darunter gelegte Tücher abzuschütteln. Apfel- und Birnbäume werden kurz nach ihrem Abblühen mit einer 1 Proz. entigen Kupferlösung zur Vernichtung der blattfressenden Raupen, wie Frostspanner, Ringelspanner u. a. Raupen besprüht. Gleichzeitig werden die ausschließenden Obstmaden des Apfelwicklers, denen ein gutes Drittel der Früchte alljährlich zum Opfer fällt, zum größten Teil vernichtet.

Viele unserer nützlichen Singvögelchen nisten bereits. Man schütze ihre Nester dadurch, daß man Vorräte um den Stamm unterhalb der Krone befestigt. Auch dulde man keine herumstreifenden Katzen im Garten.

Im Gemüsegarten sind nunmehr die meisten Beete zur Aussaat oder Bepflanzung herzurichten. Wer im Herbst bereits das Land umgegraben hat, braucht es jetzt nur gründlich am besten mit dem Karst durchzuhaben und mit dem Rechen einzuebnen, wobei die Schollen sorgfältig zu zerhacken sind. Wer dagegen jetzt erst das Land umgräbt, darf es nicht mit frischem Stallmist oder mit Laub düngen. Da beide Stoffe bei der Verwesung hohe Wärme entwickeln, so schaden sie der Entwicklung der Pflanzen besonders in einem trockenen Frühjahr mehr, als sie nützen.

An Ort und Stelle werden jetzt folgende Aussaaten gemacht: Alle späten Kohlsorten, ferner Rosenkohl, Kohlrüben, Mangold (Römischer Kohl), Kopfsalat und Lattich, sowie Roten Rüben, Möhren (Gelberüben), Radieschen, Rettich und eine zweite Aussaat von Erbsen, endlich Bohnenkraut, Dill und andere Gewürzkräuter. Gegen Ende des Monats Aussaat früher Buschbohnen, aber nur an geschützten Lagen in mildem Klima.

In Töpfe oder flache Anzuchtstufen können Bohnen, Gurken, Melonen und Kürbisse Mitte des Monats ausgesät werden. Sie sind an das helle Fenster eines warmen Zimmers zu stellen und werden Mitte Mai ins freie Land gepflanzt.

Zu pflanzen sind die im Mistbeete angezogenen und gut abgehärteten Gemüseschlingen: Frühes Weiß- und Rotkraut, Wirsing, Kohlrabi und Kopfsalat.

Je sorgfältiger bei dem Bepflanzen gearbeitet wird, desto rascher wachsen die Pflanzen an, ohne lange zu trauern. Der Wurzelballen ist dabei zu schonen. — Empfehlenswert ist, die Saatbeete etwa 2 Zentimeter hoch mit guter Mistbeet- oder Komposterde vor der Aussaat zu bedecken und unterzuhaben. Sie dient den Keimlingen als erste Nahrung, so daß sie sich ohne Störung rasch zu kräftigen Pflanzen entwickeln. Auch Bohnen und Erbsen sollte man in eine gute nahrhafte Mistbeeterde betten, da die jungen Pflanzen in

der ersten Zeit noch nicht in der Lage sind, mit Hilfe ihrer Knöllchenbakterien an den Wurzeln den Stickstoff aus der Luft aufzunehmen.

Um den Erbsen von den Saatbeeten fernzuhalten, bedeckt man sie mit Torfmull oder Sägemehl und hält die Beete recht feucht. Auch die Radieschen sind regelmäßig zu gießen, da sie sonst keine befriedigende Ernte geben. Sobald bei den Buschbohnen die schwarzen Blattläuse auftreten, zerdrückt man sie mit dem Finger und wiederholt diese Maßnahme nach 2—3 Tagen. Dann sind die Läuse für immer erledigt. Sobald der Boden gut durchwärmte ist, werden Frühkartoffeln und gegen Ende des Monats die Spätartoffeln gesät.

Im Blumengarten sind die Beete zu reinigen und die Schutzrüben zu entfernen. Schwertlilien, Gladiolen, Montbretien und andere Knollen und Stauden sind zu pflanzen. Direkt ins Freie können nunmehr ausgesät werden: Wohlfühlende Wicken, Kapuzinerkresse, Gartenmohn, Kornblume, Tabakula, Nigella u. a.

Ein Vorurteil gegen die schwarze Johannisbeere.

Der vielen Hausfrauen unangenehme, ja widerliche Geruch der Früchte ist naturgemäß auch ein Hindernis für ihren Anbau. Dieses Vorurteil läßt sich leicht durch die Tatsache widerlegen, daß die Beeren der schwarzen Johannisbeeren bei entsprechender Behandlung ihren eigentümlichen Geruch und Geschmack vollständig verlieren. So läßt sich von ihnen ein überraschend wohlgeschmeckender Saft von schöner dunkelroter Farbe herstellen. Nur ist es ratsam, die zerquetschten Beeren abweichend von der sonstigen Saftbereitung erst 1 bis 2 Tage gären zu lassen, weil sich dann der Saft besser ausspreizen läßt. Auch ein vortrefflicher Visker läßt sich daraus gewinnen. Aberhaupt sind alle Erzeugnisse aus den schwarzen Johannisbeeren unstreitig feiner und edler als solche aus den roten, und weißen Sorten. Dazu kommt noch der Vorteil, daß die Verwertungsindustrie stets bereitwilliger Abnehmer für größere Mengen ist. Das sind alles Vorzüge, die zu einem Anbau ermuntern sollten. Anbau und Pflege ist die gleiche wie bei den anderen Sorten. Nur die Entfernung muß bei dem starken Wuchse mindestens zwei Meter betragen. Eine reichtragende, frühe Sorte ist die „Schwarze Traube“ mit verhältnismäßig langen Trauben und großen Beeren. Dazu ist sie gegen Sonnenbrand und Frost unempfindlich und frei von Magesäure.

Der Garten und seine Jahreszeiten.

Das große praktische Gartenbuch mit 1600 Abbildungen, bearbeitet von Prof. A. K. Schindler und staatl. Diplom-Gartenbauinspektor Paul Kache, Band 1. (Verlag Ulstein, Berlin.) Mit diesem neuen, auf zwei Bände veranschlagten Werke, von denen der erste schon erschienen ist, liegt ein brauchbares, alles umfassendes Gartenbuch vor, das vor allem praktischen Zwecken dienen will. Jeder, der ein Stück Gartenland sein eigen nennt — sei es nun ein kleiner Garten oder eine großartige Anlage — wird aus diesem Buch alles schöpfen können, was zum Verständnis und zur Pflege seiner Pflanzen notwendig ist. Jede Woche, jeder Monat hat seine bestimmten Arbeiten; dieses Werk will zeigen, wann und wie sie getan werden müssen, wenn sie Erfolge bringen sollen. Im Kreislauf der Jahreszeiten wird der Leser durch den ganzen Garten geführt, von den Blumenbeeten zum Steingarten, von den Obstbäumen und Sträuchern zu den Gemüsebeeten, von den Mistbeeten ins Gewächshaus. Er erfährt alles, was er zur Pflanzung und Pflege wissen muß, unter den verschiedensten Verhältnissen, wie sie Boden und Klima bedingen. Außer diesen bis ins kleinste ausgearbeiteten praktischen Angaben erzählt das Gartenbuch alles Nötige über das Leben der Pflanzen und ihre Entwicklung. Kurzum, es erteilt über alles, was den Garten und seine Pflege betrifft, Auskunft. Etwa 1000 Seiten Text und 1600 Abbildungen zeigen nicht nur Pflanzen und Gärten, sondern auch Gartenarbeiten in ihren einzelnen Phasen, so daß Wort und Bild zusammen auch Schwierigeres verständlich machen. Ein besonderer Schmuck sind 32 Vierfarbentafeln, die die ganze Pracht und Leuchtkraft unserer schönsten Blumen und Früchte in technischer Vollendung festzuhalten suchen. Wertvoll ist auch die tabellarische Übersicht über 1700 Pflanzen mit allen Angaben über Blüte und Farbe, Wuchs und Wachstumsbedingungen.